



Leseprobe

Mariusz Wilk

Das Haus am Onegasee

Übersetzt aus dem Polnischen von Martin Pollack

ISBN: 978-3-552-05448-6

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05448-6>

sowie im Buchhandel.

## 27. Jänner

Von Nadym flogen wir nach Strojka 501, das letzte große Bauwerk Stalins. Stalin plante in einem Zustand von Altersdemenz den Bau einer Eisenbahn entlang des Polarkreises – vom Ural zur Beringstraße (von dort ist es nicht mehr weit nach Amerika). Sie wurde von Seki errichtet, von Häftlingen des Gulag. Sie begannen gleichzeitig in Salechard am Ob und in Igarka am Jenissei. Sie sollten sich irgendwo in der Mitte treffen, doch dann starb der Führer, und die Arbeiten wurden auf halbem Weg abgebrochen ... Bis heute sind in der Tundra Spuren der Zonen zu sehen: Schutthaufen von Öfen, aus denen Kamine in den Himmel ragen, halb verfaulte Baracken, verkrümmte Wachtürme. Zonen findet man alle paar Kilometer entlang der Eisenbahngleise, die im Verlauf der Jahre immer mehr an die Geleise in Tarkowskis Film »Stalker« erinnern, nur dass sie hier durch den Permafrost aus dem Boden gekrümmt wurden.

Strojka 501 filmten wir nicht nur aus der Vogelperspektive, wir fuhren auch mit einem Katamaran über den Fluss Jarudej. Ein unvergesslicher Ausflug voller Abenteuer und Eindrücke: Jagen, Pilze, Fischen. Überhaupt, September in der Tundra! Eine phantastische Jahreszeit – sowohl was die Schönheit der Gegend angeht als auch die Farben. Wir wanderten über den Fluss von Zone zu Zone. In manchen übernachteten wir.

Die Übernachtung in Woltscha auf einem hohen Felsabhang werde ich nie vergessen: zerfallene Bociany, Störche<sup>23</sup>, Reste des Sabor<sup>24</sup> und Stacheldraht (umwoben von Fäden des Altweibersommers), aus dem Fenster einer Baracke wuchs eine goldene

23 Bocian – poln., Storch, so wurde nach Gustaw Herling-Grudziński der Wachturm in der Lagersprache genannt.

24 Sabor – russ., ein etwa 4,5 Meter hoher, dichter Bretterzaun rund um die so genannte Zone. Sooft ich in Petrosawodsk bin, macht jedesmal auf einer Seite einer der Hauptstraßen ein Gefängnis-Sabor großen Eindruck auf mich.

Eberesche mit roten Beeren, aus den Spalten im Boden Heidekraut. Und auf dem Appellplatz das Brett mit den Namen der hervorragenden Arbeiter, vom Regen geschält. Alles überwuchert von Stauden mit Beeren und rötlichen Blättern.

Am frühen Morgen ging ich mit Andrzej B. auf die Auerhahnjagd. Die Auerhähne stolzieren gern auf den Geleisen der »toten Strecke« herum (so nennt man heute die Strojka 501). Doch die Vögel waren nicht so dumm, wie wir meinten, und ließen sich nicht anpirschen. Wir kehrten also ohne Beute ins Lager zurück. In der Zone war alles leer – kein Vogel, keine Menschenseele. Es war eine metaphysische Leere, so empfand ich sie jedenfalls. Plötzlich sah ich auf einem Baum einen kleinen Vogel, der einzige in dieser Wüstenei. Er saß etwa dreißig Meter entfernt auf einem Zweig. Ich zielte zum Spaß auf ihn und drückte ab. Das Vögelchen fiel zu Boden, wir gingen hin. Auf seiner Brust waren der Einschuss vom Schrot zu sehen und ein Tropfen Blut, wie eine gefrorene Preiselbeere. Ich dachte an »Das Eichhörnchen« von Schalamow. Es tat mir leid, ich schämte mich. Und ich schwor mir, nie wieder auf ein Tier zu schießen.

Ehrlich, ich zerbrach die Flinte!

Seit damals ziehen mich die Lager an. Denn es ist eines, über die nördlichen Arbeitslager zu lesen, und etwas anderes, sie mit eigenen Augen zu sehen, ihre Atmosphäre zu spüren. Strojka 501 – ein wahres Museum der Sklavenarbeit unter freiem Himmel – war der erste Anstoß für einen der Fäden meiner nördlichen Geschichte. Für einen Faden aus Stacheldraht.

## 29. Jänner

Ein anderer Faden ist das schamanische Gespinst.

Es begann mit einer Exkursion zu einer Swjatilichtscha, einem Ort, wo die samojedischen Nomaden Opfer für ihre Götter darbringen. Locha, einer unserer Führer durch die Tundra, brachte uns hin. Es war eine Lichtung in einem Salweidendickicht an einem Fluss, von diesem aus nicht sichtbar. Kein Pfad führte dorthin, kein Zeichen. Locha war durch Zufall darauf gestoßen, als er einem verletzten Elch nachspürte. Erst als wir über den mit Salweiden bewachsenen Steilhang auf einen Felsen kletterten, entdeckten wir die Rentierschädel. Eine Masse von Schädeln auf Salweidenzweigen. Einige waren bereits altersmorsch, sie waren sicher hundert Jahre alt oder noch älter, andere glänzten weißlich, abgeschliffen von Regen und Wind, wieder andere wirkten ganz frisch, als wären sie eben erst vom Fleisch befreit worden. In der Mitte der Lichtung stand ein Pfahl in Gestalt eines Kreuzes mit zwei Puppen auf den Seitenarmen. Puppen und Kreuz waren aus Holz geschnitzt und in früher einmal bunte, jetzt jedoch völlig verwaschene Fetzen gehüllt. Auf der einen hing etwas, was an eine Hose erinnerte, die andere trug etwas, was man mit einiger Mühe für ein Frauenkleid halten konnte. Unter dem Pfahl, im Moos, lagen leere Wodkaflaschen und abgenagte Rentierknochen.

Wir versuchten das zu filmen – vergeblich. Die Kamera rührte sich nicht. Der Kameramann fluchte erbärmlich, verhurt und verfickt, es half nichts. In den Salweiden kicherte es. Ich fühlte mich unbehaglich. Als habe ich mich in einen fremden Traum verirrt. Ich hatte den Eindruck, die Schädel grinsten und bleckten die gelblichen Zähne. Doch die Kamera machte keinen Mucks, es war wie verhext. Der Kameramann schlug vor Zorn mit der Faust auf einen der Schädel. Zähne rieselten ins Moos. Ich nahm ein paar als Andenken mit. Die habe ich immer noch.

Auf dem Rückweg sagte Locha, wenn wir einen richtigen Koldun, einen samojedischen Zauberer, sehen wollten, müssten wir nach Tadibejacha fliegen. Früher einmal lebten dort zwei Personen, angeblich Bruder und Schwester, doch niemand konnte sagen, wer von ihnen die Frau war und wer der Mann, so alt und dicht behaart waren sie. Vor kurzem ist einer von ihnen gestorben, und jetzt weiß man nicht, wer überlebt hat: der Bruder oder die Schwester?

Wir drangen lang in Schenja, uns nach Tadibejacha zu bringen. Stabnitschenko wehrte sich mit Händen und Füßen, machte Ausflüchte, erfand Geschichten, endlich willigte er mit einer wegwerfenden Handbewegung ein, unter der Bedingung, uns abzuladen und sofort weiterzufliegen, um nach einiger Zeit zurückzukehren und uns wieder aufzunehmen. Um nichts in der Welt wollte er in der Nähe der Hütte der Kolduny auf uns warten. Er sagte, sie seien imstande, jemand zu verhexen, und wenn sie in Zorn gerieten, könnten sie einen Menschen regelrecht umdrehen, von innen nach außen – wie einen Handschuh.

Der Koldun lebte in einem Blechwagen direkt am Ufer der Ob-Bucht, auf genauen Karten ist der Ort als Tadibejacha eingezeichnet. Über dem Eingang hingen ein paar Zobelpelze zum Trocknen und ein Elchschädel mit Geweih. Es roch nach Fisch und Algen. Nach langem Rufen kam ein Wesen aus dem Wagen gekrochen, gekleidet in eine weite, mit Messingplatten benähte Rentierhaut. Seinen, ihren Kopf, die Schultern und einen Teil des Gesichtes verhüllten ein Kolpak, eine Haube, aus dem Fell eines Vielfraßes gefertigt. Das Wesen war schwarz vom Rauch, stammelte etwas auf Nenzisch und warf irre Blicke um sich, als habe es Fliegenpilze gegessen. Erst nachdem ich mehrmals nach dem Schamanen gefragt hatte, glaubte ich so etwas wie einen Funken von Verstehen in den dunklen Augen zu erkennen. Das Wesen verschwand in der Tiefe des Wagens, stöberte eine Weile

vor sich hin murmelnd dort herum und kam dann mit einem kleinen Transistorradio zurück.

»Da hast du deinen Schamanen.« Das Radio war kaputt.

Ein paar Jahre später erfuhr ich von einem bekannten Zyrian<sup>25</sup> in Narian Mar, dem ich die Geschichte erzählte, dass sich der alte Samojede über mich lustig gemacht hatte. Er hatte sofort gemerkt, dass ich vom Schamanismus keinen blassen Schimmer hatte. Sonst hätte ich nicht nach dem Schamanen gefragt, sondern nach dem Tadibej.

### *30. Jänner*

Der dritte Faden, den ich damals auf der Halbinsel Jamal spann, war der nomadische Faden. Es ist nicht leicht, ihn zu entdecken. Im weichen Untergrund der Tundra ist er beinahe unsichtbar. Um ihn im Muster einer Maliza, ein Überrock aus Rentierfell, zu finden, braucht man ungemein scharfe Augen. Um ihn jedoch aus dem Blick eines alten Samojuden herauslesen zu können, muss man wie dieser viele Jahre lang Samo jeden, für sich allein, gelebt haben.

Den nomadischen Faden begann ich in einem Lager der Samojuden an der Hatida zu spinnen. Unsere Gastgeber, Jegoritsch und Genossen, warnten uns davor, in den Tschums der Samojuden zu schlafen, das Ungeziefer würde uns bei lebendigem Leib auffressen, und wir sollten, Gott behüte, keinen rohen Fisch bei ihnen essen, weil wir uns sonst den Magen verderben. Es war nicht zu übersehen, dass die Russen nicht viel von den Samojuden hielten. Die Einheimischen sind für die russischen Kolonisatoren des Nordens immer noch Wilde, die Fisch und Rentierfleisch roh verzehren. Dabei beuten sie diese unter dem

<sup>25</sup> Eine indigene Volksgruppe in der Republik Komi.

Vorzeichen einer Organisation, die angeblich den indigenen Völkern helfen soll, erbarmungslos aus, indem sie Benzin und Wodka gegen Zobel- und Hermelfelle und fertige Malize und Pimy eintauschen. Vor meinen Augen vollzogen sie einen unverschämten Tauschhandel: Für einen Zwanzigliterkanister Benzin und zwei Liter Spiritus nahmen sie eine handgenähte Maliza, vierzig Silberfuchspelze und einen Eimer gesalzenen Stschjokur – ein Fisch aus dem Roten Buch, das heißt streng geschützt. Die russischen Händler vom Ende des 19. Jahrhunderts, die Alexander Borissow so in Rage brachten, können ihnen nicht das Wasser reichen. Die modernen Spekulanten mit Pelztierfellen haben Helikopter zur Verfügung sowie Geld aus dem föderativen Budget, Schnaps, Benzin und die Behörden.

Im Lager der Samojeden an der Hatida hatte ich das Gefühl, zu mir selber zurückzukehren, wie ich vielleicht vor ein paar Dutzend oder vielleicht auch vor ein paar tausend Jahren war. Was war das? Die bekannte Form des Indianerwigwams, den wir unter der Linde im Garten aufgestellt hatten, oder ein atavistischer Traum? Um die Tschums Rentiere, Kinder in Malizen und gefleckte Lajkas, hier und da stehen Narty, leichte sibirische Schlitten. Die Samojeden benützen sie sommers wie winters, der Jagel, das silbrige Rentiermoos, trägt die Kufen wie Schnee. Jagel ist das Futter für die Rentiere, ihr Fleisch ist ökologisch das reinste der Welt, man kann es sorglos roh essen. In der Ferne, bis an den Horizont, Hügel, mit Moos bedeckt wie mit Samt, dazwischen mäandert die Hatida, entlang des Flusses hüfthohes Buschwerk, das ist alles.

Trotz der Warnung der Russen schlug ich mir im Tschum von Japsi Nogo mit rohem Muksun<sup>26</sup> den Magen voll. Die Samojeden frieren ihn ein und hobeln ihn wie einen Holzklotz zum

<sup>26</sup> Muksun – ein Fisch der sibirischen Gewässer, wie des Karasees.

Unterzünden. Die Scharfen schmelzen förmlich auf der Zunge – im wörtlichen und im übertragenen Sinn. Außer Muksun hobeln sie auch Nelma und Tschira, Hechte hingegen werfen sie ans Ufer wie Flussunkraut.

»Erzähl mir von euch«, bat ich Tuli, die Tochter Nogos, nachdem der Spiritus das erste Eis gebrochen hatte.

Hinter dem Balagan schnaubte Sapo im Schlaf. Ein Balagan ist ein Vorhang aus dünnem Stoff, der im Tschum die Liegestatt vom Sitzplatz trennt. Im Topf köchelte die Fischsuppe. Im Schein des Feuers sah Tuli aus wie eine Indianerin aus einem der Western meiner Kindheit: die schrägen Augen, die Wangenknochen, die Haare ...

»Jemandem von uns zu erzählen, der aus der großen Welt zu uns gekommen ist, das ist so, als würde man Ankömmlingen von einem anderen Planeten von den Erdbewohnern erzählen. Ihr Bewohner aus der großen Welt habt es verlernt, über die Erde zu gehen, ihr wisst nicht, was diese wirklich ist. Ihr habt sie mit Beton und Asphalt zugeschüttet. Dabei ist sie wunderbar, vor allem in der Nacht des Polarlichts. Gibt es bei euch Polarlicht?«

»Nein.«

»Kein Polarlicht? Das ist ja schrecklich.«

So begann unsere Unterhaltung, die viele Stunden währte, mit einer Unterbrechung für Träume, die sich so mit dem Wachen vermischten, dass es mir heute schwerfällt, die Grenze zu bestimmen.

Im Verlauf des Gesprächs ging Tuli durchs Zelt, und während sie mir hin und wieder einen Leckerbissen (darunter rohe Rentiernieren) reichte und Tee zu trinken gab, legte sie den erstaunlich stillen Sapo trocken und gab ihm die Brust, dann kam Japsi Nogo vom Fischfang zurück (der alte Samojede hätte problemlos einen Indianerhäuptling in »Der mit dem Wolf tanzt« spie-



len können), leerte mit uns eine Schale Spiritus und legte sich schlafen, einer vom Filmteam schaute kurz herein, eine Nachbarin kam auf eine Schale vorbei.

Der Tschum ist die Behausung der Nomaden, man kann ihn in wenigen Augenblicken ab- und ebenso rasch aufbauen: Die vier bis fünf Meter langen Stangen werden zu einem Kegel zusammengestellt, über die Stangen werden Rentierhäute gespannt, der Eingang liegt auf der vom Wind abgewandten Seite, drinnen eine Feuerstelle, der Rauch entweicht durch eine Öffnung an der Spitze. An den Wänden auf beiden Seiten Fellstapel – die Liegestatt für die Nacht, verdeckt durch den Balagan, einen dünnen Vorhang. Wenn draußen der bitterste Frost herrscht, ist es drinnen warm wie in einem Mantel aus Rentierfell.

Tuli erzählte, wie sie hinter der Sonne herziehen. Im Sommer nach Norden – achthundert Werst, im Winter nach Süden – genauso weit. Unterwegs kommen sie nur an einem Laden vorbei. Sie können also zweimal im Jahr Brot, Zucker, Tee kaufen und ihre Ration Wodka trinken. Sie trinken direkt vor dem Laden. Dort fallen sie dann auch um und schlafen, wie sie gerade zu liegen kommen, dann trinken sie wieder, manchmal prügeln sie sich, um neuerlich, einer neben dem anderen, wild durcheinander, umzufallen. Bis alles ausgetrunken ist. Das geht so eine Woche, manchmal auch länger, die Rentiere laufen inzwischen in der Tundra herum und müssen dann wieder eingefangen werden.

Sie erzählte von den Gazprom, den Gasleitungen, die ihre Nomadenpfade durchschneiden, von der »toten Strecke« Stalins, auf der sie den Geistern der Seki begegnen, und von den russischen Internaten, wo ihre Kinder leben und lernen; sie hat selber ein solches besucht und wünscht das keinem, der sich an die Tundra gewöhnt hat.

Sie erzählte auch vom Platz der Frau im Tschum, davon, dass die Frau mit einem Fremden kein Wort wechseln dürfe, wenn der Mann nicht dabei sei, dass die Samojuden-Männer ihre Ehefrauen schlimmer behandeln als die gefleckten Lajkas, die Hunde. Sie sprach über verschiedene Tabus, die mir komisch erschienen, doch ich verbarg meine Erheiterung, weil ich spürte, dass diese Dinge für sie ernst waren. Wer möchte glauben, dass eine Frau heutzutage nicht das Recht hat, zwischen einem Mann und dem Feuer durchzugehen, dass es ihr nicht erlaubt ist, über ein auf dem Boden liegendes Lasso zu steigen und so weiter. Daher zieht sie es vor, allein zu bleiben, sich selber zu behelfen. Und Sapó? Hm, sie hat sich mit dem Erstbesten hingelegt, um ein Kind zu bekommen, das war's schon.

»Bist du glücklich?«

»...«

»Warum weinst du?«

»Weil mich noch nie jemand gefragt hat, ob ich glücklich bin.«

Später lag ich lange im Dunkeln. Ich fühlte mich im Tschum sicherer als in irgendeinem Haus, in dem ich bis dahin gewohnt hatte. Von draußen war von Zeit zu Zeit ein Tappen zu hören. Vielleicht Rentiere? Während ich einschlief, verlor ich das Gefühl für die Zeit, und es schien mir, als säße ich in unserem Wigwam unter der alten Linde. In den Wigwam treten die Hauptlinge Langer Lawryń, Bynio Szpalak und der Rote Kurzydło. Sie zerren die gefesselte Jadźka Kotowska hinter sich her, die wir im nächsten Moment »foltern« werden.

Am Morgen weckte mich etwas zwischen Gesang und Gemurmur. Japsi Nogo. Ich trat vor den Tschum. Japsi saß auf dem sibirischen Schlitten und sang in der Sprache der Samojuden. Ich bat Tuli, mir das Lied zu übersetzen, und schrieb ein Stück auf:

»Ich gehe nachts auf den Hügel  
Und schaue auf die Sonne, aufs Meer,  
Und sie sehen mich an.  
Und wir drei haben es gut miteinander –  
Die Sonne am Hügel und das Meer,  
Und Japsi Nogo, was will man mehr?«

## *2. Februar*

Vom Helikopter sieht die Tundra aus wie ... Ja eben, wie was? Es fehlen mir die Vergleiche, die Sache entzieht sich jeder Beschreibung. Ich schaue in ein altes Notizbuch, in der Hoffnung auf einen Geistesblitz, und finde: »Labir... Was... les Licht. Mir Mo.. s bed...es St... Boden.« Die Wörter sind zerflossen – das Notizbuch hat mich seit damals bei verschiedenen Gelegenheiten begleitet, einmal haben wir sogar gemeinsam ein Bad genommen, weil das Eis am Grünen See unserem Gewicht nicht standhielt – und so wurde die alte Spur unleserlich.

Inzwischen sind Jahre vergangen und vieles hat sich in meinem Gedächtnis vermischt – das eine sehe ich so, das wieder anders, weil ich anders lebe und die Dinge aus einer anderen Perspektive betrachte. Daher schreibe ich Tagebuch, keine Erinnerungen, und selbst wenn ich darin zu längst vergangenen Ereignissen zurückkehre, dann nicht in der Absicht, sie mit bildhafter Genauigkeit zu rekonstruieren, sondern um festzuhalten, was davon bis heute in meinem Kopf geblieben ist.

## *18. Februar*

Heute ist der Beginn von Masleniza (bei uns heißt das Faschingszeit). Butterwoche. Verabschiedung des Winters. Großes Bliny-Essen.

Ein Blin ist so etwas wie eine durchsichtige Palatschinke und gleichzeitig ein Symbol der Sonne. Hier, im Saonesch, treffen zwei Schulen des Bliny-Backens aufeinander: die russische und die karelische. Die erste verwendet in der Regel Hefe, Eier und Roggenmehl, die zweite, saure Milch, Wasser und Hafermehl (in Nordkarelien) oder Gerstenmehl (Südkarelien). Beide Traditionen unterscheiden sich auch durch die Füllung. Die russische nimmt am liebsten Hechtrogen, eine Schnitte Lachs, Innereien der Aalquappe, scharfen Topfen mit Knoblauch, manchmal auch dicke, süße Milch. Die Karelier begnügen sich mit Gerstengraupen, in Milch gekocht, oder auch eingeweichten Preiselbeeren. Auf Karelish heißen Bliny »Kyschy«. »Kyschy kyzzy kuuzi«, lautet ein karelisches Sprichwort, was so viel heißt wie: »Bliny bitten die Sechsen.« Wahre Magie!

Ich spreche nicht zufällig von Magie. Früher einmal feierte man mit dem gemeinsamen Verzehren der Bliny zu Masleniza den Sieg des Tages über die Nacht – des Lichts über die Finsternis. Man buk sie in einer speziellen Pfanne aus Ton mit dem Zeichen der Sonne und einem gezähnten Rand. Der erste Blin wurde den Geistern der Ahnen dargebracht, indem man ihn am Ehrenplatz hinter der Ikone niederlegte. Vielleicht kommt daher das Sprichwort »Der erste Blin den Komi«, was unserem »Die ersten Pflaumen sind madig« entspricht. Mit Hilfe von Bliny wurde auch die Zukunft vorhergesagt, indem man sie hochwarf und schaute, wie sie fielen, und man fertigte daraus Faschingsmasken, indem man aus den runden Kuchen Löcher für die Augen herausbiss. Heute ist das Wort »blin« ein Fluch (statt »bljad«) und auch ein Ausdruck des Erstaunens.

Seit frühesten Zeiten wurde Masleniza im März begangen, zur Tagundnachtgleiche im Frühjahr, und erst der orthodoxe Kalender verschob sie, weil er versuchte, den heidnischen Feiertag durch den christlichen Rhythmus der Vorbereitung auf das

große Fasten zu ersetzen. Doch die heidnische Eigenart der Masleniza schimmerte auch später in ihren Spielen durch. Das Volk belustigte sich daran über alle Maßen, es aß und trank, so viel es konnte. Die Männer galoppierten auf Pferden und jagten auf Schlitten herum, machten sich an die Mädchen heran, sie rutschten auf dem Hintern vereiste Hänge hinunter und prügelten sich mit den Fäusten, bis Blut floss. Diese Unterhaltungen waren oft begleitet von Vorführungen von Skomorochy, Spaßmachern, die in Scharen von Weiler zu Weiler zogen – mit Lauten, Flöten und Sackpfeifen. Den Höhepunkt der Lustbarkeiten stellte das Verbrennen einer Strohuppe dar, der Masleniza, die den Winter symbolisierte. Die orthodoxen Popen verurteilten diese Ausgelassenheit als heidnisches Relikt. Ich werde nie vergessen, wie Pater Josif, der Prior des Solowjezki-Klosters, ein gebildeter Mann, wie man meinen sollte, zornig von der Kanzel gegen diese teuflischen Riten wetterte.

Nach Jahren des bolschewistischen Atheismus hat sich der Charakter der Masleniza verwischt. Für die einen ist es nichts anderes als eine weitere Gelegenheit, sich zu betrinken, für andere ein Vorwand, um sich mit Bliny vollzustopfen. Doch zweifelsfrei sind in der Masleniza mehr Elemente eines heidnischen Feiertags enthalten als eines orthodoxen Ritus. Bester Beweis dafür ist ein Plakat auf dem Kulturhaus in Welikaja Guba, das zur Verabschiedung des Winters einlädt. Und in der Kirche wird an diesem Tag der Sonntag der Vergebung begangen – vor dem Fasten.